Nr. 2 Wien, Mitte April 1899



Die Fackel

Nr. 2 WIEN, MITTE APRIL 1899

Lieber Kamerad Kraus,

erinnern Sie sich noch des Abends, da Sie mir Ihr Leid klagten und stöhnend riefen, das Beste, was Sie sagen zu können glaubten, sei Ihnen zu sagen verwehrt, und Sie seien es müde, sich immer wieder »über die Stilschnitzer des Ackerbauministers lustig zu machen«? Damals rieth ich Ihnen, es allein, auf eigene Kappe, zu versuchen. »Sie wollen,« so ungefähr sprach ich, »kein Stück auf die Bühne bringen, keine Übersetzung ins Land der Tantièmen bugsiren, wollen weder politische noch gesellschaftliche Ehren einheimsen, weder in reichen Häusern verkehren noch in Literatenvereinen das große Wort führen. Sie wollen, nach Lassalles gutem Leitsatz, »aussprechen, was ist«, und hoffen, auf diese Weise Ihrem Lande, Ihrer Stadt und Ihrem Stande nützen zu können. Das kann man, wie heute die Dinge liegen, nur allein. Aus Ibsens »Bund der Jugend« und »Volksfeind« können Sie lernen, welche Rücksichten jeder capitalistische Besitzer einer Meinungfabrik nimmt, nehmen muss, — namentlich auf die »localen Machthaber«, die näher sind als die politisch Mächtigen und die man viel öfter

mit dem Ärmel streift. Alles kann Der nur sagen, der keine politischen, socialen, gesellschaftlichen Nebenabsichten hat. Versuchen Sies getrost! Ob Ihre Kraft ausreicht? Das kann sich erst in der Arbeit selbst zeigen. Sie müssen aus der Kaffeehaussphäre, in der Sie die allerliebste Satire »Die demolirte Literatur« fanden, heraus; sonst droht Ihnen, trotz Ihrem starken Talent und der neidenswerthen Frische Ihres Witzes, die Gefahr der Monotonie. Sie müssen, wie es in den Zeitungen immer so hübsch heißt, die Schwingen kräftiger regen. Helfer, Mitflieger oder doch Solche, die mitfliegen möchten, werden Sie finden; denn die Zahl der Männer und Frauen, die eine Stätte suchen, wo sie ihr letztes Wort frei aussprechen dürfen, ist groß. Und geht es nicht — eh bien, dann haben Sie sich doch selbst ein Maß Ihres Könnens verschafft und sind, wie weiland der Battenberger, um eine interessante Erfahrung reicher.«

Nun: es scheint zu gehen. Das erste Heft der »Fackel« liegt vor mir, es scheint mir ein verheißender Anfang und der Erfolg ist, wie mir wiener Freunde schon nach dem ersten Verkaufstage schrieben, zunächst einmal da. Möchte er Sie nicht eitel machen. Eitelkeit ist die erste Hypothek auf die Ehre, sagte Bismarck. Aber zu solchem Laster haben Sie, wenn mein Eindruck nicht trügt, gar kein Talent. Das ist gut; denn eben depeschirt mir ein uns gemeinsamer Bekannter, dass Sie schon nah an dreißigtausend Hefte verkauft haben. Alle Achtung vor dem wiener Literaturbedürfnis! Thut nichts: Sie werden nicht übermüthig. Sie haben noch viel zu thun, viel zu bessern, zu lernen, nachzuprüfen. Ich weiß nicht, kann von fern nicht

wissen, ob die Zustände und Personen, die Sie geistreich und witzig angreifen, wirklich so schlimm sind, wie Ihre spitze Feder sie schildert. In ihren Leistungen steht ja die wiener Presse unendlich hoch über der berliner. Sie haben — um nur vom Feuilleton zu sprechen und die Namen zu nennen, die mir gerade einfallen — starke Talente wie Speidel, Hanslick, Gelber, Wittmann, Goldbaum, Groß, Herzl, Hevesi, J. J. David, Bahr (ja: zucken Sie nicht, trotz allen Wunderlichkeiten und Masken, auch Bahr!), Chiavacci, Poetzl und manche Andere, haben publicistische Talente ersten Ranges wie Victor Adler und Austerlitz (die »Arbeiter-Zeitung« halte ich, vom politischen Standpunkt abgesehen, für die am besten redigirte Zeitung in deutscher Sprache) und in Ihren Blättern darf sich nicht, wie in unseren, die banausische Stümperei breitmachen. Wies mit der »Corruption und Cliquenwirtschaft« steht, über die Sie klagen? . . . Wohl nicht anders als anderswo. Die Wiener, die hierher kommen, sagen mir immer: »Ja, bei Ihnen gibts weniger Talente, aber mehr Charaktere!« Du lieber Himmel! . . . Aber die Unfähigkeit wirkt von Weitem gewöhnlich sehr charaktervoll und gesinnungtüchtig. Ich hoffe, Sie lernen mehr und mehr erkennen, dass die Übel von der Institution, nicht von den Personen stammen. Seit die Journalistik ein grosscapitalistisch betriebenes Gewerbe geworden ist, ein Geldmachergeschäft, das dem Beruf fremde Leute leiten, dem sie, je nach ihrem Privatinteresse, den Weg weisen, ists eben geworden, wies werden musste. Das Alles hat ja Lassalle schon viel besser gesagt und geweissagt, als ichs vermöchte. Bei Ihnen werden doch wenigstens zwei große Zeitungen — vielleicht sinds auch mehr —

von Schriftstellern geleitet, wirklich, nicht nur scheinbar geleitet; glauben Sie nicht, dass für einen literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher und Benedikt oder mit Adler — ich nenne die drei Herren, die persönlich gewiss recht verschiedenen Wesens sind, hier nur als literarische Potenzen zusammen — leichter ist als mit Mosse, Lessing, Ullstein und ähnlichen Besitzern großer berliner Meinungplantagen? Bitte, denken Sie daran und verfahren Sie fein säuberlich mit den etwa vorhandenen Sündern! Was sollen die halben und Vierteltalente denn machen? Sie kriechen da unter, wos warm ist. Wir müssen versuchen, es dahin zu bringen, dass der publicistische Arbeiter nicht mehr von den Productionmitteln getrennt ist, dass er die Zeitungen, die er schreibt, auch wirklich leitet und nicht gezwungen ist, täglich zweimal in den höchsten Brusttönen zu verkünden, was er nicht glaubt. Sonst kommen wir sehr schnell zu amerikanischen Zuständen und die Journalistik, der heute schon Depeschen und Reportage wichtiger sind als Stil, Können, Sachkenntniss und Überzeugung, hört völlig auf, ein Zweig der Literatur zu sein. Wenn die Journalisten, die »von Natur« ja nicht schlimmer sind als andere Erdensöhne, erst sehen: Es geht, man kann auch außerhalb der Kulifrohn leben, kann sagen, was man denkt, eine Katze getrost Katze nennen, — dann werden sie sich zusammenthun, das Joch abschütteln, den Tributrechten, die sie jetzt, zur Aufbesserung ihrer Finanzen, in Anspruch nehmen, entsagen, ihren Schneider und ihre Wochengeliebte nicht mehr mit Freibillets bezahlen, für impotente »Collegen« nicht mehr seufzend, weils die Versicherung auf Gegenseitigkeit so verlangt, Reclame machen und das Stückeschreiben, Übersetzen

und Bearbeiten Denen überlassen, die nicht das Richteramt im literarischen und theatralischen Hader üben. Dann können wir eine saubere und wirksame Presse bekommen, eine, die mehr ist als ein Nachrichtenmüllkasten oder ein hastig gewürztes Futter für müde Nerven und von der dann auf Congressen Gutes gesagt werden kann, ohne dass die Auguren sich während der herrlichen Rednereien ins fette Fäustchen lachen.

Deshalb freue ich mich Ihres Beispieles, freue mich Ihres Muthes und Ihrer jungen, frischen Kraft, die sich im ersten Heft der »Fackel« so pantherhaft heftig in Zorn und Spott austobt. Bleiben Sie aufrecht, hüten Sie sich, wenn die Schleudern unsanft zurückfliegen, vor Verbitterung und vergessen Sie im Literatenlärm und Zeitunggezänk nicht die großen Gegenstände menschlichen Mühens, nicht die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Alles erklären, Alles verzeihlich machen ... Rothberger ist doch ein besseres Thema als Julius Bauer (von dem ich Bönhase übrigens nur ein paar wirksame schlechte Witze kenne) und in Österreich, so scheint mir mindestens von fern, gibt es noch wichtigere Aufgaben als die, schmierigen Narren auf die tintenfleckigen Finger zu klopfen.... Glauben Sie ja nicht, dass ich diese Aufgabe unterschätze! Wenn ich Ihr Mühen nicht für verdienstvoll, den hygienischen Kampf gegen die Verpestung des zwischen der Literatur und dem Theater sich dehnenden Geländes nicht für nöthig und nützlich hielte, dann hätte ich Ihnen, mit einer Nervenentzündung im rechten, sündigen Arm, nicht einen so langen Brief geschrieben, den Sie — ich kenne die Herausgeber neuer Blätter! — am Ende gar drucken

werden. Nur vor gefährlicher Verengung des Horizontes wollte ich warnen.

Mit guten Wünschen für Sie und Ihr keckes Planen, dem ich ein weites Wirkensgebiet und eine kräftige Resonanz erhoffe, bleibe ich

Ihnen herzlich ergeben

Maximilian Harden.



Lieber, verehrter Herr Harden,

ich kann wohl unbesorgt sein; wenn ich das Schreiben, das Sie so freundlich waren an mich und — mit Verlaub — an meine kleine Öffentlichkeit zu richten, in der »Fackel« wiedergebe, werden die guten Feinde ohnedies hämisch mich von dem Verdachte der Verletzung eines Briefgeheimnisses freisprechen. Umso unbefangener bereite ich mich zur Antwort. Sie wiederholt zunächst den Dank, den ich dem Ermuthiger, Freunde und Bringer des lockenden Beispiels, wie man durch ein Jahrzehnt, allen »unsanften Schleudern« zum Trotz, aufrecht »was ist, aussprechen« kann, so oft schon freudig gezollt habe. Aber nicht nur für die Anerkennung, die Sie meinem Beginnen überreichlich spenden, auch für jenes Restchen Wohlwollen bin ich Ihnen dankbar, das Sie, da die Ferne Ihnen eine schärfere Controle nicht gestattet, für die von mir angegriffene Gesellschaft übrig haben. Und weil die Liebenswürdigkeit, mit der Sie für manchen Literaturdelinquenten auf mildernde Umstände plaidieren, den im Kampfe neu Etablierten reizt, so will ich die endgiltige Ausmessung der Distanz zwischen Berlin und Wien versuchen.

Genau besehen, ist es ja gar nicht einmal die weite Entfernung, die uns von der nämlichen Sache verschiedene Auffassungen beibringt, und Ihr Stand-

punkt erklärt sich mir eigentlich von selbst mit der natürlichen Bereitwilligkeit, nach schonungsloser Überwindung des heimischen Klüngels die Elemente, die in der Fremde das geistige Leben zusammensetzen, a priori als die besseren und gesünderen zu respectieren. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass es mir zuweilen mit Berlin ebenso ergeht und dass ich bei aller Abneigung gegen die Beherrscher Ihres Theatermarktes jenen breiteren Spielraum, der der Verkommenheit dort geboten ist, den engen und kleinlichen Verhältnissen meiner Umgebung vorziehe.

Sie haben einmal in unserer Stadt geweilt, haben die Beschaffenheit unseres Publicums, das Sie durch Ihre fascinierende Redekunst zweimal gewannen, flüchtig kennen gelernt und seit der dreitägigen Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerns beurtheilt. Ich bitte Sie, die Versicherung entgegenzunehmen, dass ich, wenn meine Erfahrungen von der Wiener Geistigkeit und den sie bestimmenden Factoren in der halben Giltigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die »Fackel« begründet hätte. So aber hat es der unglückliche Zufall gefügt, dass ich schon seit Jahren Zeuge aller Actionen des unsere Bühnen netzartig umspannenden journalistischen Geheimbundes bin. Ich verstehe die Zeichensprache seiner Mitglieder. Ich kenne die Kniffe, durch welche sie die geistigen Ansprüche des nicht im Rathhausviertel oder auf dem Schottenring wohnhaften Theiles der deutsch-österreichischen Bevölkerung abzuwehren wissen. Ich kann wahrhaftig nicht dafür, wenn ich die Fäden, die zwischen unseren maßgebenden Redactionen und unseren botmäßigen Directionen laufen, zu Strickleitern sich verdichten sehen muss, auf denen ein paar Hochstapler, und immer die nämlichen, jahraus jahrein zur Theatermacht emporgelangen. Und ich weiß, dass Sie, mein lieber Herr Harden, nur eine Saison in unserer Mitte verleben müssten, um den Ekel, den Sie mir jetzt

nur glauben, kameradschaftlich mit mir zu theilen und ihn, Ihrer stärkeren Kraft entsprechend, zu stärkerem Ausdruck zu bringen. Sie haben doch in Berlin, so unangenehm die einzelnen sein mögen, eine solche Collectivgemeinheit nicht. Was dort auf das Urtheil des Publicums und auf die Kunstwerte drückt, gibt sich nicht so solidarisch, nicht so gierig und schart sich nicht zu einem so leicht übersehbaren Conventikel, das die Gutgläubigkeit der Theaterbesucher noch in den Zwischenacten auswuchern möchte. Ihre Friedrichstrasse ist breiter als unsere Kärntnerstrasse, Ihr »Unter den Linden« breiter als unser Ring. Ihre Bevölkerung verschlingt reicheren Lesestoff, und die Macht der Sensationen, die vom Theatergebäude ausgehen, bricht sich schon an der nächsten Strassenecke. Sie haben kein Kaffeehausleben, und damit ist den Machenschaften Ihrer Tantièmenhungrigen manch' wertvolle Gelegenheit entzogen.

Wohl wirkt ihre Journalistik fern dem literarischen Gehege. Das ist ihr Fehler und ihr Vorzug zugleich. Sie haben eine selbständige Literatur, die durch Bücher zum Publicum spricht und zuweilen, wenn auch eine gekünstelte, so doch Bewegung macht. Die unsere ist auf die Zeitungen angewiesen, bei uns hat der Reporter den Schriftsteller verschlungen, und darum zeigt unser Zeitungswesen die höhere Entwicklung. Sie vollzog sich auf Kosten aller besseren Kunstmöglichkeiten. Was Sie unserer Journalistik nicht mit Unrecht nachrühmen, scheint mir das ganze Um und Auf unseres Literaturjammers zu sein. Das freie Schriftthum hat seine besten Säfte an das Feuilleton, hier und dort gar an den Leitartikel abgegeben. Unser Zeitungswesen, dessen frevlem Glanz ich die Nachrichtensteppe der Berliner Blätter noch immer vorziehe, ist gnädig genug, nachdem es die Novellisten unterjocht hat, dem Theater alljährlich seine Dramatiker zu schenken.

Bei freier Colportage kann sich Ihr Publicum rascher und bequemer über die ihm in Druckerschwärze

zugemuthete Culturwidrigkeit informieren, und weil Sie keinen Zeitungsstempel haben, ruht das journalistische Gewerbe nicht wie bei uns bloß in den Händen einer Privilegiertengruppe und entbehrt damit von vorneherein des so gefährlichen und so oft missbrauchten Prestiges. Bei Ihnen kennt man nicht den komischen Respect vor der Siebenten Großmacht, zudringliche Berichterstatter werden bei Ihnen zeitweise an die Luft gesetzt, und Ihr bürgerliches Publicum betrachtet nicht die Lectüre seiner Leibblätter als pünktlich zu verrichtendes Morgen- und Abendgebet. Das unsere lässt sich von den Leitartikeln der »Neuen Freien Presse« seit 30 Jahren mit Begeisterung langweilen und spricht dann von ihnen verzückt noch aus dem Schlafe .... Ihre liberalen Journalisten haben sich — von den verschiedenen politischen Daseinsbedingungen abgesehen — gewiss auch als Pionniere des Antisemitismus wacker bethätigt, aber sie haben nicht, was organisch wuchs, wie es organisch verlaufen wird, mit aller Lungenkraft und wider alle politische Vernunft zu nähren, festzulegen und zu gefährlichen Sensationen auszubeuten gesucht. Ihre Öffentlichkeit würde nimmer zwei Winter hindurch von dem Lärm widerhallen, den ein gieriger Zeilenjäger um ein »Sodawasser beim Wimberger« entfacht hat, und für die knotigen Unterhaltungen eines Gregorig, falls einen solchen auch Ihre journalistischen Diener des Freisinns erschaffen hätten, wäre sicherlich kein Interesse vorhanden. ... Ihren Zeitungen fehlen die glatten Könner, welche bei uns zu jeder Begebenheit, die eine Correspondenz meldet, ihr Stimmungsschnörkelchen anzubringen wissen. Dieser lästige Impressionismus, er durfte sich sogar auf unsere Redactionsdiener erstrecken, die von den Herausgebern nur dann aufgenommen werden, wenn sie die Gabe »plastischer Schilderung« nachweisen können. Es ist ja gewiss auch ein Mangel, dass Ihre Blätter im »localen Theil«, der bei uns wahre Genies gezeitigt hat, sich auf die allerwichtigsten Beinbrüche beschränken; am Ende vermeiden sie es auch, zur Niederkunft einer

hohen Dame ihren Specialberichterstatter und zu einem Ehebruch in der besseren Gesellschaft ihren Specialzeichner zu entsenden. Was hin und wieder auch bei Ihnen an Sensation geleistet werden mag, ist ja doch Wiener »Schule« und eine Folge der bei uns schon fühlbaren Hypertrophie des Schmockthums, dem durch Abgabe einiger Vertreter an die befreundete Metropole kein Eintrag erwächst.

Gedeiht in Ihren Landen so üppig auch ‚die Sorte der nach Bedarf illustrierten Revolverblätter, die immer erst erscheinen, wenn sie sich an dem Blute theatralischer Anfänger vollgesogen haben? Und würden auch bei Ihnen diesen Kleingewerbetreibenden der Corruption gegenüber die großen Unternehmer, die im Verein der Presse sitzen, so verdächtig tolerant sein? Und gibt es bei Ihnen die artigen Coulissenplauderer, die immer schäkernd Tricotgeheimnissen auf der Spur sind und Theaterdirectoren und Schauspielerinnen beflegeln, wenn diese sich ihren theils dramatischen, theils schon mehr lyrischen Wünschen nicht gefügig zeigten? Ist Schnüfferl auch Kunstrichter? und schlägt er vor Aller Augen wüthend um sich, wenn ihm eine Pression auf die Kanzlei nicht gelang und wenn sein klägliches Zeug auch der demüthigste Diener der Journalistik dem Publicum nicht vorzusetzen wagte?

Ich weiß, auch der Verein der Berliner Presse nimmt den Reinertrag gewisser Premièren von den Theatern, die seiner Herrschaft überlassen sind, als eine Art Notizensteuer ohne Zögern entgegen. Aber ich weiß nicht, ob er unserer »Concordia« auch schon jene andere Übung glücklich abgeguckt hat: die ersten und gehetztesten »Kunstkräfte der Residenz« in jedem Monat ein- oder zweimal zur honorarlosen Unterhaltung der Vereinsmitglieder und ihrer Familien — sagen wir — einzuladen. Ich erinnere mich noch, wie Sie einmal dem Lumpen heimgeleuchtet haben, dem die Freibillets — er bezog, wenn ich mich recht erinnere, in einer einzigen Saison etwa 400 — zur

wichtigsten Einnahmsquelle wurden. Seien Sie versichert, unsere Bühnenleiter gehorchen flinker noch den Wünschen der Notizenprätorianer und wären, wenn sie nur die Adressen immer wüssten, gerne bereit, die Gratiskarten direct an Schneider und Wochengeliebte zu liefern.

Ich glaube immer, dass anderwärts die Zusammenhänge nicht so klar zutage liegen, dass die Manipulation zumindest eine verschämtere, das Erwischtwerden ein schwereres ist. Ich glaube, dass dort jene Leute, die mit der einen Hand den Strom der öffentlichen Meinung und mit der andern den der Tantièmen lenken, sich wenigstens in den Zwischenacten nicht so breitbeinig hinstellen. Ich glaube, dass bei Ihnen ein Philipp Haas selbst mit dem ausgesuchtesten Buffet sich nicht dramatisch hervorwagen dürfte, dass selbst berufsmäßige kritische Mitesser nicht ohneweiters sich von ihm miethen ließen und dass die Zeitungen Anstand nehmen würden, in spaltenlangen Berichten die künstlerische Offenbarung zu feiern, die ein Teppichfabrikant in einem bezahlten Theater durch bezahlte Schauspieler einem zu Tisch geladenen Publicum vermitteln ließ. Ich bin der festen Meinung, dass in Berlin der Zeitungsleser die journalistischen Kostgänger im Nu durchschauen, den Braten riechen und kritische Stimmen, die von fettglänzenden Lippen kommen, verachten würde. Aber durch unsere Publicistik schmatzt es fröhlich, so oft der reiche Dilettant zu dramatischem Schmause ladet, und zuletzt durften unsere von Hummermajonnaise triefenden Federn in derselben Zeitungsnummer, in welcher die hungrigen Collegen vom Leitartikel über Antisemitismus klagten, mit satter Genugthuung hervorheben, dass so eine von Herrn v. Haas arrangierte Vorstellung »im Gegensatze zu so vielen betrübenden Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens eine erfreuliche Thatsache repräsentiere«. Und weil man thatsächlich in der Buffetpause Sectionschefs mit Börseanern um einen guten Bissen raufen sah, schrieben

sie wörtlich, man habe nunmehr endgiltig den Beweis, »dass die sociale Zerklüftung in Wien doch nicht so weit vorgeschritten sei«.

Wären in Ihrem Bereiche die ungezählten Schmarotzer möglich, welche bei uns unter dem Protectorate einer Presse, die von der Anwesenheit jener bei Leichenbegängnissen und Soiréen beständig Notiz nimmt, zu maßgebenden Instanzen im Theaterverkehre geworden sind? Wird im Pokerspiel auch bei Ihnen der Befähigungsnachweis für jegliche Kunstthätigkeit erbracht? — hier verhilft es, weil den nach Ungarn Zuständigen die Gefahr der Ausweisung droht, neuestens sogar zu einem Martyrium. Ein Operettencomponist, der nichts kann und dem bloß ganz wie dem großen Publicum die hübschesten Melodien aus allen Meisterwerken im Ohr geblieben sind, versorgt unsern Musikmarkt, und seine Operetten werden, weil er der angenommene Sohn eines einflussreichen Journalisten ist, auch von allen Vorstadtbühnen angenommen. Ich weiß, Berlin hat eine solche Erscheinung nicht aufzuweisen, denn Berlins Theater werden — von dem nämlichen Wiener Lieferanten versorgt.

Sie stellen den hohen Leistungen der Wiener Presse das niedrigere Niveau der Berliner Journalistik gegenüber, deren Unfähigkeit es sei, was von Weitem so charaktervoll und gesinnungstüchtig wirke. Aber Berlin liegt uns nicht weiter als Ihnen Wien, und sollte nicht am Ende aus der gleichen Entfernung die Charakterlosigkeit wie Talent wirken? Oh, wir haben journalistische Dynastien, in denen sich dieses Talent in gerader und auch in ungerader Linie vererbt, und dennoch zweifle ich nicht, dass Sie auch in Berlin das richtige Urtheil über die Szeps und Frischauer gewonnen haben. Das sind doch wohl die Geschlechter, mit deren Namen sich die Erinnerung an so viel sociales Ungemach der letzten Jahre verknüpft und denen — was vermochte die Ungeschicklichkeit eines Vergani — der Antisemitismus in Österreich so viel zu danken hat . . .

Aber gewandte Feuilletonisten und in Zeitungsspalten verirrte Schriftsteller — ja, die dürfen Sie uns getrost zusprechen. Dass Wiens Journalistik im stilistischen Können der Ihrigen überlegen ist, ich leugne es keinen Moment und habe es oben selbst zu begründen versucht. Wenn auch Ihr Fernglas mir hier ein wenig zu vergrößern scheint, so will ich, was Sie einigen Wienern nachgerühmt, gerne unterschreiben. Dass ich der rein formalen Begabung meinen Respect nicht versage, dass ich die nur allzu indolenten besseren Geister von den journalistischen Coulissiers und deren ruchlosem Treiben zu sondern weiß, habe ich ja schon im ersten Hefte angedeutet. Dass ruhig und zurückgezogen dahindichtende Talente, wie z. B. der in den Leitartikeldienst gespannte J. J. David, nicht entfernt die Geltung beanspruchen dürfen, die unsere aufdringlichen Foyerwitzlinge längst erreicht haben — das ist es ja gerade, was die Abwehr herausfordert. Wenn ich einen einzelnen aus jener Reihe mir ausgesucht habe, so geschah es, weil er mir so recht als die Incarnation des literarischen Schachergeistes erschien, als der deutlichste Repräsentant des Systems, unter dem hierzulande alle gute Entwicklung leidet. Dass sich dieses System, so sehr es bei uns seinen Ursprung schon überwuchert hat, auf die Grundübel der capitalistischen Presse zurückverfolgen lässt, ist mir dabei nicht unbewusst geblieben, und fern sei es von mir, die Personen kurzsichtig mit der Institution zu verwechseln.

Auch Ihrer freundschaftlichen Mahnung, mit den etwa vorhandenen Sündern fein säuberlich zu verfahren, will ich gerne und »nach Thunlichkeit« entsprechen. Ob jedoch nicht gerade Talente, die man in schnödem Missbrauch ihrer selbst und in unheilvollem Einflusse auf die anderen sich bethätigen sieht, den stärksten Angriff erheischen? Mein Gott, ich habe selbst Herrn Bahrs ursprüngliche Begabung nie bestritten, und ich glaube noch immer, dass bei einiger

Concentrierung ein ganz guter Feuilletonredacteur der »N. Fr. Presse« aus ihm würde. Diesen Schierling würde ich dem sokratisch sich geberdenden Verführer unserer literarischen Jugend gerne gönnen. Manchmal spielt er sich auch als Goethe auf, der von der Sonnenhöhe des Lebens den zu ihm wallfahrenden Jüngern weise Lehren gibt, wie sie ihre Stücke in dem oder jenem Theater anbringen können, und sein Weimar ist der Pensionsfond der »Concordia«. Und Herr Theodor Herzl, ist er nicht bei aller Anerkennung für sein in Paris erworbenes Talent eine den Satiriker in hohem Grade fesselnde Erscheinung? Der Mann der graziösen, zum Ausdruck von Stimmungen und allerlei niedlichen Sentiments, aber auch zur Manier hinneigenden Schreibweise geht mit messianischer Erlösermiene an sein feuilletonistisches Tagewerk. Von den Gründungsplänen für das Königreich Zion wird er in das Carltheater abberufen, woselbst er als Referent der »N. Fr. Presse« über Operettenpremièren zu richten hat und erst, wenn das Stück zu Ende, die Erhebung des jüdischen Volkes mitansehen darf. Prophete halb und halb Weltkind, bleibt er Redacteur eines Blattes, dessen deutschnational thuende Politik ihn, den selbstbewussten, die Assimilation verpönenden Nationaljuden eigentlich anekeln müsste; die Kleider, die er im Schmerz um sein Volk zerreisst, sind vom mondainsten Tailleur beigestellt und die Asche, die er auf sein Haupt streut, scheint von einer sehr feinen Specialitätensorte herzurühren. So könnte man denn von ihm manchmal wie von Hamlet glauben, dass »nicht die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz, noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems, nicht die gebeugte Haltung des Gesichts, noch auch im Auge der ergieb'ge Strom« das ist, »was wahr ihn kundgibt«, und dass dies bloß »Geberden sind, die man spielen könnte«.

Und Hanslick und Speidel? Beider Stil und Kunstgefühl in Ehren. Aber wie haben sie doch, jeder in seinem Bezirke, gehaust! Der musikalische Hofrath wird

wohl mit den Tritten, die er Wagner und allem Großen versetzte, in die Unsterblichkeit hineinhüpfen. Deutschmeister Speidel, der seit 30 Jahren den Inhalt aller Burgtheaterstücke so schön angibt, hat niemals auf die Production befruchtend eingewirkt. Er überragt ja an Bildung den ganzen Tross der Leute, deren Beruf es ist, ein entstelltes Bild von der Aufnahme einer Novität zu geben. Aber wird ihm darum nicht umso schwerer der kritische Amtsmissbrauch, den er seit Jahrzehnten treibt, anzurechnen sein?

Ich will nur, um nicht in eine zu ferne Vergangenheit zurückzugreifen, an das Urtheil Speidels über ein dürftiges, in Berlin kaum beachtetes Griechenstück erinnern, das er in dithyrambischer Weise pries und dessen Verfasser er das seither geflügelte Wort nachrief »Österreich hat wieder einen Dichter!« Sie kennen Speidels, der vor ein paar Jahren noch verächtlich von »Kothpoeten« sprach, neuestens entfachte Lust, es den Modernsten zuvorzuthun. Nach Hauptmanns besten Werken hatte er die Meinung vertreten,* jenen einen Dichter nennen, heiße die deutsche Sprache schänden. Der schwächlichen »versunkenen Glocke« schon und jetzt dem »Fuhrmann Henschel« widmet die schönschreibende Johannistriebfeder begeisterte Hymnen. Denken Sie nur auch an den auffallenden Wandel in Speidels Stellung zu Herrn Burckhard und an die leichte Möglichkeit, das kritische Gewissen Wiens am Stammtische des Winterbierhauses zu ersäufen ....

Denken Sie überhaupt an den Kampf, den die »Neue Freie Presse« immerdar gegen das Große in der Kunst geführt hat, denken Sie an die noch zu schreibende »Ästhetik des Liberalismus«, und Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, dass Wien selbst dort, wo es sein Allerbestes gibt, dem freien Losgeher ein unerschöpflicher Boden ist.

Soll ich Ihnen, mein lieber Herr Harden, zum Schlusse noch die Frage beantworten, ob »für den literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher

und Benedikt oder mit Adler leichter« ist, als mit Ihren Berliner Zeitungsgewaltigen? Diese kenne ich gar nicht, die Herren Bacher und Benedikt nicht innerhalb ihrer Bureausphäre. Beide habe ich als freundliche Herren kennen gelernt. Herr Benedikt erschien mir als das energischere Temperament — Herr Bacher als der biedere Sprachenverordnungspolitiker, wie er aus den Leitartikeln bekannt ist: mit einer Lebensanschauung, die etwa von Saaz bis Trautenau reicht, »ein gelernter Deutschböhm'«, wie ihn einmal Graf Taaffe genannt hat; die Weltgeschichte ist ihm offenbar ein Kreisgericht, und das große Blatt mit all seinen bunten Niedertrachten würde man ihm gar nicht zutrauen .... Aber Victor Adler? Was Sie über ihn, den trefflichen Austerlitz und über die »Arbeiterzeitung« sagen, ist mir ja aus der Seele gesprochen. Der Zeitungsherausgeber Adler ist zugleich ein Mann, der unserer Zeit — nicht bloß unserer Journalistik — ein Beispiel von Heroismus gegeben hat. Ihn, der für sein Heiligstes, die socialdemokratische Sache, sein Vermögen geopfert, suche ich nicht in der Gesellschaft anderer Journalisten, die durch ihr Heiligstes, die Börsenrubrik, ihr Vermögen erworben haben ....

Und nun Dank für alle Ermunterung und Warnung und für den Wunsch, ich möge meinen unerfahrnen Blick für die ökonomischen Zusammenhänge schärfen. Aber Sie müssten mir eigentlich auch die »wichtigere Aufgabe« nennen, die es »in Österreich zu leisten« gibt, im Lande, das vom kleinlichsten Gezänk widerhallt, während die wirtschaftlich Besorgten mit verschränkten Armen abseits stehen müssen. Ja, ich beneide Sie, der Sie den Pressklüngel nur so nebenher abzuthun brauchten, um Ihre größeren Angriffsobjecte. Es ist das über unserem Milieu schwebende Verhängnis: wer einen Julius Bauer erlegte, der hat — ich muss selbst über die Wirkung lachen — eine That vollbracht.

Eine That, von der sich die mitbetroffene Gesellschaft noch nicht erholt hat. Vielleicht erreiche ich,

dass die Herren, die sich allzutief in die Freikarten blicken ließen, bei ihrer Hantierung mit Zeitungseinfluss und Theaterwerten künftig etwas vorsichtiger sein werden; vielleicht habe ich den Theaterpaschas bloß bis zur nächsten Première die Laune verdorben. Dass es nie mein Wunsch war, mir die agilen Genusshändler zu Freunden zu machen, mag man mir glauben. In Kreisen, die ich mied, habe ich mich unmöglich gemacht, und Menschen, die ich nicht kannte, eine Erleichterung verschafft.

Auf meinem Schreibtisch häufen sich Danksagungen, in welchen Leute, denen bisher die Angst vor der Tagespresse die Kehle schnürte, mir ihre Zustimmung kundgeben; ja selbst Mitglieder liberaler Redactionen wagen aus ihrer Zelle einen heimlichen Gruß. Mag auch, wie das bei solchem Unternehmen sich von selbst versteht, die unterdrückte Talentlosigkeit, Schadenfreude oder das schlechte Gewissen sich melden, mochte auch zahlreiche der mir ins Haus geschickten Sympathiebeweise die alte Furcht vor den Mächten ohne Namenszeichnung lassen, und mögen manche, die mir herzhaft die Hand drücken, sich vorher umsehen, ob nicht Herr Bauer oder einer aus der Schar seiner lachtüchtigen Denuncianten vorbeigeht — ich weiß mich doch schon heute der Unterstützung aller anständigen Menschen sicher. Es ist begreiflich, dass auch dem eruptiven Sichluftmachen eines Angewiderten von mancher Seite nur selbstsüchtige Motive untergeschoben werden, und es ist bloß für den Giftgehalt unserer moralischen Atmosphäre bezeichnend, wenn viele Leute es durchaus nicht glauben wollen, dass einer, der sich die Nase zuhält, dies auch ehrlich und ohne Hintergedanken meinen könne. Rasch ist die Verdächtigung, ich sei wohl selbst »nicht zur Futterkrippe zugelassen« worden et hinc illae lacrimae — zur Hand. Dass es Selbstverbannung war, Ekel vor dem verfälschten Futter, lassen sich die Herren nicht einreden. Vielleicht werde ich noch einmal, wenn diese Beschul-

digung, bisher von antisemitischer Seite vorgebracht, von den Anderen übernommen werden sollte, ausführlich klarlegen, wie oft mir das Futter vor die Nase hingehalten ward. Vorläufig schweigen die von mir gezeichneten Blätter wie auf Commando, und die »N. Fr. Presse« hat die »Fackel« sogar aus ihrem Inseratentheile gewiesen. Sie schweigt, als ob sie dafür bezahlt wäre ....

In herzlicher Verehrung Ihr

Karl Kraus.



Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraction »einstimmig die Nothwendigkeit anerkannt, dass der Club gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der geschraubten Rede einfacher Sinn? Dass die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radicalen nur darüber klar geworden sind, dass ihre Mandate auf dem Spiele stehen; unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend nothwendig empfunden«? Nichts weiter, als dass die Herren zunächst einmal ein besseres Deutsch erlernen oder ihre Journalisten erlernen lassen und dass sie, wenn sie schon

nicht logisch handeln, doch wenigstens grammatikalisch schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Action befasst und das Executivcomité mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«. Das ist es, was vor allem noth thut. Immer, wenn eine Reichsrathsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird bereits ungeduldig, nachdem sie sich bisher von dem Phrasenkampfe, bei dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt abgewendet hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die sich tagtäglich bei der Lectüre all der hochwichtigen Resolutionen und Situationsberichte ennuyieren müssen, würden erleichtert aufathmen, wenn man ihnen sagte, dass der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch beiweitem schlechter ist als die »Lage der Deutschen in Österreich«, Mendel Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Conflict zwischen Singer und Penižek, der den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Mendel Singer in die Opposition gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die deutschösterreichische Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfactor, demzuliebe eine Änderung des centralistischen Systems geplant wird, und als er einmal wegen ungebürlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden musste, hat die

Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, unverzüglich die Session vertagt und statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt.

Nun kommen die Herren wieder, Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, welche die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Lauter Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten in der »N. Fr. Pr.« emphatisch: » — — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesammtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 octroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, dass es sich hier nur um eine Indiscretion handeln könne und dass sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind und bleiben nun einmal ein Redactionsgeheimnis des Herrn Mendel Singer, und wenn sie selbst manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Gross berathen werden, so dürfen sie deshalb doch nicht auch zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtungen, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verrathen und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Misstrauensmänner dann zusammentreten, so muss jedermann den Eindruck gewinnen, dass das deutsche

Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Discretion führt....

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefassten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Cabinet, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Nothschrei eines unterdrückten Volkes an ihre Ohren dringt!

* * *

Am 28. März ergriff der Radfahrer Kielmansegg im niederösterreichischen Landtage das Wort, um die Stellung der Regierung gegenüber der Sprachenfrage zu präcisieren. In Wien haben bisher nur die Favoritener Czechen zu dieser Frage Stellung genommen, indem sie in etlichen Versammlungen über das »Vordringen der Deutschen in Niederösterreich« Klage führten. Mit heiterem Gleichmuth hat indes die Wiener Bevölkerung diesem Treiben zugesehen und für ihre Fensterscheiben und Straßennamen keinen Moment gefürchtet. Der lex Kolisko, welche die deutsche Unterrichtssprache für alle Schulen Niederösterreichs ein für allemal sichern wollte, blieb zwar die kaiserliche Sanction versagt, aber das Deutschbewusstsein der Wiener darf sich an der Verwandlung des Vicebürgermeisters in einen Bürgermeister-Stellvertreter, die das neue Gemeindestatut verheißt, schadlos halten. Nein, in Wien ist die Sprachenfrage noch keineswegs brennend, und es müsste eigentlich befremden, dass man sich hier maßgebendenorts über sie verbreitete, während man ihr in Prag nur beharrliches Schweigen zuwandte. Ein Freund des Grafen Kielmansegg, der ihn jüngst erst anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeitsvorstellung als Coupletsänger bewundert hat, ist nun so indiscret, mir mitzutheilen, dass die Wahl der niederösterreichischen Landstube behufs Erörterung der Sprachenfrage nur mit Rücksicht auf die Person des Statthalters, nicht aber auf die Verhältnisse des Landes erfolgte. Graf Kielmansegg ist nämlich seit langem mit dem verantwortungsvollen Amte betraut, für die jeweilige Regierung die »ballons d'essai« zu lancieren. Schlägt die Sache ein, so hat er im höheren Auftrage gesprochen; wenn nicht, dann war es eine ganz persönliche Ungeschicklichkeit des zerstreuten und gesellschaftlich so sehr in Anspruch

genommenen Sportsmans. Man denke nur an die Nichtbestätigung Luegers und die Rolle, welche Badeni damals seinen Satrapen spielen ließ. Graf Kielmansegg hat die glücklichen Anlagen, die ihn ebensowohl ein Desaveu allzeit mit Grazie ertragen, als auch seine ganz persönliche Verantwortlichkeit für die begangene Dummheit einigermaßen glaubhaft erscheinen lassen.

Nun, seine Rede hat in weiten Kreisen die höchste Aufregung hervorgerufen. Zwar erfuhr man aus ihr nur, was man ohnehin schon wusste, nämlich — dass die Regierung keinerlei positiven Plan hegt. Nichtsdestoweniger war die Wirkung eine große, insbesondere wegen des Zaubers der Unklarheit, der einem Satze innewohnte. »Sollte sich,« sagte Graf Kielmansegg, »diese Hoffnung erfüllen« (dass sich nämlich die Parteien am Berathungstische zur friedlichen Lösung der Frage zusammenfinden) ». . . so wird für die Regierung kein Anlass gegeben sein, besondere anderweitige Schritte zu unternehmen, um der Lähmung der Verfassungsthätigkeit der Reichsvertretung zu begegnen.« Der nächstliegende Sinn dieses Satzes ist nun allerdings so banal, dass man tiefer suchen zu müssen glaubt. Wenn es nicht regnet, werde ich keinen Regenschirm aufspannen; wenn die Sachen von selbst in Ordnung kommen, braucht die Regierung nichts dazu zu thun. Will man aber dem Satze à tout prix eine höhere Bedeutung beimessen, dann steht das große Gebiet alles dessen offen, was die Regierung nicht thun wird. Man kann sich mit wollüstigem Grausen unter den besonderen anderweitigen Schritten, die nicht unternommen werden, ja auch den Staatsstreich vorstellen, und dann wird aus der harmlosen Phrase allerdings eine in negativ hypothetischer Form angedeutete Drohung. Oder aber — es ist einfach im Vordersatze das Wörtchen »nicht« ausgeblieben. Unter dieser Voraussetzung stellt sich der beabsichtigte Sinn der Enunciation folgendermaßen dar: »Wenn die Völker nicht selbst Ordnung machen, wird sich die Regierung auch nicht dafür bemühen.« Das würde allerdings in der Sache gewiss sehr zutreffen und als gouvernementale Offenheit hoch anzurechnen sein. Gegen eine solche Annahme streitet jedoch der Umstand, dass die Weglassung für den Sinn entscheidender Worte bei der Vorlesung von Concepten sich bisher der Ministerpräsident als eine besondere Prärogative seiner Stellung ausnahmslos vorbehalten hat.

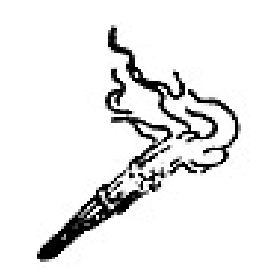
* * *

Der Prager Corpscommandant FZM. Graf G r ü n n e soll plötzlich in Geistesgestörtheit verfallen sein. Nichts wäre leichter begreiflich, als dass eine leitende Persönlichkeit in Prag von der Parteien Hass und Gunst wirklich eines Tages verwirrt werde. Der Statthalter, der Polizeichef und der Consul des Deutschen Reiches, sie alle müssen seit Jahren auf dem engen Pfade zwischen den beiderseitigen nationalen Empfindlichkeiten balancieren können. Wehe dem Hochgestellten, der auf dem Seil nicht zu tanzen vermag; es wird ihm zur Schlinge. Der deutsche Consul hat in dieser Saison um ein czechisches Kränzchen mehr besucht, als der courtoise Anstand gebietet; flugs wies ihn eine geharnischte Interpellation im Berliner Reichstag in die Schranken. Herr Dörfl, der Polizeigewaltige, pflegt sich in blutige Straßenexcesse tactvollerweise nicht hineinzumischen, und auch Graf Coudenhove hielt geschickt die Mitte ein, als er anlässlich der Affaire Komarow den russischen General zuerst aus Connivenz gegen die Slaven besuchte und dann zur Besänftigung des empörten deutschen Nationalgefühls abschieben ließ. Sie alle haben, indem sie gewissermaßen dem Problem des perpetuum mobile nahekamen, bis heute auf ihren vorgeschobenen Posten ausgeharrt. Nur ihn, den Einen, hat es den Verstand gekostet. Der gerade Militär, der den nationalen Zwist bis in seine Kaserne eindringen fühlte, erwies sich den geistigen Anforderungen einer ungewohnten Taktik nicht gewachsen. Wahrhaft rührend ist in den Blättern zu lesen, wie es über ihn kam und wie er sich eines Tages — es war bei der großen Auferstehungsparade — nicht mehr zurecht fand. Die »N. Fr. Pr.« berichtet, Graf Grünne habe plötzlich mehreren Officieren seine Anerkennung über die Haltung der Truppen ausgedrückt, was sofort zu verschiedenen Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Anlass gegeben habe. Diese Gerüchte seien zwar »übertrieben«, immerhin jedoch dürfe man sich nicht verhehlen, dass in der letzten Zeit eine »gewisse Überreizung« an dem General wahrgenommen wurde. Das »Extrablatt« schildert die Erkrankung des Grafen Grünne als sehr bedenklich; er habe sogar einzelnen n i c h t c h a r g i e r t e n Soldaten die Hand gereicht. Aber glücklicherweise werden diese wirklich besorgniserregenden Symptome allsogleich vom »Fremdenblatt« officiös dementiert, welches zwar zugeben muss, dass der Graf die Officiere angesprochen und die Mannschaft belobt habe, aber alles aus einem »hartnäckigen M a g e n l e i d e n« erklärt, an dem der General seit Jahren leide und das ihm oft große Schmerzen verursache .... Fraglich bleibt jetzt nur, ob Schiller sich den

Wallenstein, der ja auch zuweilen leutselig war und die einzelnen Kürassiere nach ihrer Regimentszugehörigkeit befragte, als mit Geistesgestörtheit oder bloß mit einem Magenleiden behaftet gedacht hat. Bald wird man wohl weniger mysteriös erfahren, wie es mit dem armen Grafen Grünne steht und ob er wirklich den Verstand verloren hat. Im Frieden pflegen ja selbst österreichische Generäle in den seltensten Fällen eine Schlacht zu verlieren.

* * *

Besser als alle oppositionellen Journalisten es vermöchten, hat die Regierung Thun selbst sich kürzlich die Wahrheit gesagt und einen Erlass herausgegeben, der eigentlich mit seinen hämischen Pointen der Beschlagnahme verfallen müsste. Das Ministerium für Selbsthass und -verachtung hat nämlich die Verfügung getroffen, dass im schriftlichen Amtsverkehre die umständlichen Titulaturen zu entfallen haben, wie etwa die Epitheta bei: »löbliche Behörde«, »gefällige Äußerung«, »geschätzte Amtshandlung«, »zur hohen Einsicht« u. s. w. Diese Maßregel führt in erster Linie zu einer recht erfreulichen Vereinfachung und Klärung des Amtsstiles. Es ist aber auch an sich eine immerhin bemerkenswerte Thatsache, wenn von autoritativer Seite anerkannt wird, dass die Behörden nicht löblich und ihre Äußerungen nicht gefällig seien, dass die Amtshandlung eines Ministeriums nicht geschätzt und seine Einsicht keine hohe sei, dass vielmehr die Anwendung solcher Lobesbezeichnungen, wo sie bisher beliebt wurde, nicht dem thatsächlichen Verdienste, sondern nur dem gegenseitigen Verhältnisse der amtlichen Stellung entsprach. Ein »schöner Zug« ist ferner, dass diese Selbsterkenntnis des Cabinets keineswegs in eine cynisch nörgelnde Verkleinerungssucht Anderen gegenüber ausartet und dass die gemeinsamen sowie die ungarischen Behörden auch fernerhin im Anspruche auf die unschuldigen Schmeicheleien des alten Amtsstiles geschützt bleiben.



Wie vorauszusehen war, hat der im Vorjahre aufgebrauchte Patriotismus vielfach nicht mit dem ersehnten Franz Josefs-Orden, sondern mit einem Deficit geendet. So bei Herrn Ignaz Schnitzer, der mit frohen Hoffnungen an der Schwelle des Jubiläumsjahres ge-

standen war und nun enttäuscht all der Mühen Preis in Gerichtssaalscherereien ernten muss. Herr Schnitzer spielt in Wien als Unternehmer eine gewisse Rolle, er hat sich auch schon als Librettist versucht, und man sagt ihm nach, dass er ebenso sehr am »Zigeunerbaron« wie an dem Etablissement »Venedig in Wien« betheiligt sei. Wo der Kaiser ein Jubiläum feierte, durfte selbstverständlich Herr Schnitzer nicht fehlen, und alsbald erhob sich, von der Presse freudig begrüßt, im Prater ein mächtiger Rundbau, in welchem Loyalität und Phantasie des Herrn Schnitzer »alle jene Persönlichkeiten, die während der 50jährigen Regierungszeit des Kaisers irgendwie hervorragten«, bildlich vereinigte. Das historische Material für dieses in solcher Ausdehnung bisher nicht erschaute Rundgemälde war Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Hofbehörden und aller öffentlichen und privaten Archive herbeigeschafft worden, »die vornehmste Aristokratie wie das patriotisch empfindende Bürgerthum wetteiferten in dem Bestreben«, Herrn Schnitzer den Franz Josefs-Orden endlich zu verschaffen, und wenn es auch zuletzt in der Porträtreihe des Colossalgemäldes da und dort noch manche Lücke gab, Herr Schnitzer, dem es vor Allem um die Ausfüllung des einen Knopfloches zu thun war, durfte mit seinem Unternehmen zufrieden sein.

Es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, all die Leute zusammenzustellen, die auf einem solchen Kaiserpanorama unbedingt Platz finden müssen. Unter den Persönlichkeiten, die »während der 50jährigen Regierungszeit des Monarchen irgendwie hervorragten«, finden wir da, außer den österreichischen Schlachtengewinnern und Hofschauspielern mit Frau Schratt an der Spitze, als die wichtigsten Repräsentanten jener Zeit mit historischer Treue abgebildet: Den Hofrath Hahn von der Länderbank, Rothberger, den »Biographen« Eisenberg, den Radfahrhändler John C. Kirsch, Herrn Siegmund Geiringer, den Tenoristen Streitmann, Herrn Julius Löwy vom »Extrablatt«, Fräulein Rathner, die Herren Gabor

Steiner und Charles Weinberger und endlich den Director Wild vom Josefstädter Theater. Trotz dieser Auswahl fand das Rundgemälde nur geringen Zuspruch. Herr Schnitzer hatte zwar von den Bankdirectoren und sonstigen Zeitgenossen, die er um die Gestalten des Kaisers und der kaiserlichen Familie geschickt zu gruppieren wusste, je 500 fl. in Form einer Subscription auf ein später herausgegebenes Jubiläumswerk erhalten, aber er wäre nur dann auf seine Kosten gekommen, wenn nicht auch die immerhin zahlreichen Persönlichkeiten, die ein früher Tod an der Subscription verhindert hat, wie z. B. Metternich, Jellacic, Beust, Clam-Gallas u. A. auf dem Gemälde hätten untergebracht werden müssen. So ging denn Herr Schnitzer hin und überraschte den Kaiser mit einem schönen Jubiläumsbuche. Doch auch dieses Unternehmen scheitert sowohl in financieller wie moralischer Beziehung. Der 2. December kam, die »Wiener Zeitung« erschien sechs Ordensregenbogen stark, aber Herr Schnitzer, der eifrig nachgesehen hatte, hatte das Nachsehen.

Kaum war das letzte Amtsblatt verrauscht, da gesellten sich, ach, zu dem unbefriedigten Verlangen des Herrn Schnitzer die unbeglichenen Forderungen seiner Mitarbeiter. Bauhandwerker, Decorateure, Drucker, Schriftsteller und sonstige Opfer des Schnitzer'schen Patriotismus stellten sich mahnend ein und wollten sich nicht mit dem Bewusstsein begnügen, im Dienste der guten Sache gewirkt zu haben . . . .

Herr Schnitzer war — und nur darum wurde hier sein Fall besprochen — im Vordergrunde der Entrepreneure des Jubeljahrs gestanden. Heute mag diese Zeit ihm schmerzliche Erinnerung wecken, und wie so viele Andere wird er, wenn er die Bilanz seiner Vaterlandsliebe zieht, schleunigst anderen Unternehmungen sich widmen.

* * *

Die heute so beliebte Mischung von Weihrauch und Peau d'espagne war es, die jüngst »toute Vienne«

im Concertsaal vereinigte. Diese Gesellschaft, die sich natürlich wieder aus der Gräfin Anastasia Kielmansegg, dem »ganzen diplomatischen Corps«, mehreren Großfinanciers und Herrn Mark Twain zusammensetzte, hat eigentlich dem Musikalienhändler Gutmann Alles zu verdanken. Ihm und der freundlichen Unterstützung, welche die »N. Fr. Pr.« seinen nimmermüden Reclamebestrebungen auch diesmal lieh.

Über die Musiktyrannis, die Herr Gutmann in Wien ausübt, hört man überall klagen. Diesmal hat es sich ihm darum gehandelt, seinen Concurrenten Rosé, dem schon ein Oratorium Perosis durchgefallen war, zu überbieten und durch persönliche Vorführung des »jungen Maestro« dem schwachen Saisongeschäft noch vor Thorschluss aufzuhelfen. Aber heute, wo sich in Wien schon jeder bessere Börseaner seinen Abbate für Soiréen hält, ist das persönliche Erscheinen eines wenn auch noch so strammen Geistlichen vor dem Dirigentenpulte kein Ereignis. Eine flüchtige Anerkennung für Jugend und glühende Augen, ein Compliment in der Loge einer Aristokratin, ein gedämpfter Applaus, der mehr den Vorzügen des Componisten als des Oratoriums gilt — dies reicht hin, um dann in den Zeitungen als »rauschende Ovationen« bezeichnet zu werden, die dem neuerstandenen Musikgenius dargebracht wurden.

Von dem ganzen Rummel bleibt nur die Erinnerung an ein kleines Situationsbild: Herr Gutmann und Msgre. Locatelli, die den im Schnellzug der Reclame aus Nizza herbeigeeilten Componisten auf dem Bahnhof erwarten. Ob wohl der Uditore der päpstlichen Nuntiatur sich bewusst war, dass er nur die Staffage für den vordringlichen Musikalienhändler gebildet hat?

Der Hirtenstab schlug die Reclametrommel, und knapp bis zu Perosis Concertabend glichen die Wiener Tage des jungen Geistlichen einer Kette von Triumphen, denen Interviews erst die höhere Weihe gaben. Von dem Impresariotreiben, das den sixtinischen Dandy umlärmte, musste der musikalische Geschmack sich ab-

wenden, und neben dem frisierten Kopfe des Mailänders schien leichenfahl das Antlitz Anton Bruckners aufzutauchen, der auch Oratorien geschrieben hat, aber nie von Herrn Gutmann auf dem Bahnhofe empfangen ward.

* * *

Französische Possen, wie den »Schlafwagencontrolor« von Bisson, der jetzt im »Deutschen Volkstheater« gegeben wird, pflegen die einheimischen Possenlieferanten, die im Parket als Recensenten verstreut sitzen, zumeist recht hochnäsig abzuthun. Gewiss, Bisson dürfte im Pariser Literatenthum auf einer ziemlich tiefen Rangstufe zu stehen kommen, und vielleicht ist ihm dort kein höheres Amt zugewiesen, als es etwa den in den düsteren Niederungen unserer Vorstadtbühne schaffenden Theateragenten vom Schlage eines Buchbinder zukommt. Und dennoch — sobald die flinke und zum Überdruß prakticierte Routine auf dem Hintergrund gallischer Laune ihre Taschenspielerkünste erneuert, ist uns, als ob wir einer vollblütigen Menschheitskomödie beiwohnten. So viel selbstverständliche Komik fördert das jäh treibende Rassentemperament zutage. Diese nothdürftig und primitiv geschnitzten Figuren, die wie Hanswurste durcheinanderwirbeln, sie lösen im Zusammenstoß echteste Heiterkeit aus. Diese gelenkige Technik, die den abgebrauchtesten Requisiten immer neue Humorgeheimnisse fast mühelos zu entlocken weiß, sie lässt verschwenderisch Abfälle von Situationen in den Orchesterraum fallen. Die klebrigen Gesellen im Parket mögen sie in den Zwischenacten untereinander auftheilen und nachher heuchlerisch die Direction an ihr Programm, dem solche Stücke widerstreben, zu mahnen wagen. Seit der Gründung des »Deutschen Volkstheaters« erinnere ich mich keiner Scene, die, bis zum möglichen Gipfelpunkt aller Situationskomik, so durchschlagende Wirkung erreicht hätte, wie die groteske Gastmahlepisode im letzten Acte des »Schlafwagencontrolor«, und keiner schauspielerischen Leistung, die so aus der Menschennatur geschöpft gewesen wäre, wie die Girardis in eben jener Scene.

Man müsste es bedauern, wenn dieser Künstler in der schönen Entwicklung, die er jetzt zu durcheilen scheint, von böswilligen Beurtheilern sich irre machen ließe. Welchen Motiven das neuestens gegen ihn arrangierte Kesseltreiben entspringt, ist ja heute noch nicht zu ersehen. Girardi musste bekanntlich, da er eben an der Verinnerlichung seines durch widrige Zufälle getrübten und in neuem Wirkungskreise glücklich wiedergefundenen Humors arbeitete, in das Carltheater übersiedeln und sein selbstschöpferisches, nach der Entfaltung in voller Situation verlangendes Wesen dem Schweißwitz des Herrn Julius Bauer für 47 — der Theaterzettel log schließlich 50 — Vorstellungen von »Adam und Eva« anbequemen. Man konnte es nachfühlen, wie sehr sich die warmblütige und ungebundene Art Girardis gegen den allabendlichen Zwang öder Silbenstechereien auflehnen musste; dass er seinen Humor, den er durch 47 (nicht 50) leere Häuser zu schleppen

gepeinigt war, heute nicht vollends eingebüßt hat, beweist das hübsche Wort, das er am Ausgang des Martyriums aufathmend gesprochen haben soll: »Ich kann es verstehen, dass ein Stück einmal durchfällt. Dass aber eine und dieselbe Operette 47mal nacheinander durchfallen soll, ist mir in meiner ganzen Carrière bisher nicht vorgekommen.« .... Immerhin ist es möglich, dass dies ehrliche Bekenntnis zu Ohren der Theaterrubrikbesitzer gelangt und dem nun wieder zu seiner so unliebsam unterbrochenen Arbeit Heimgekehrten verübelt worden ist. Da jene Herren sich keine kritische Äußerung ohne bestimmte theaterpolitische Motive entschlüpfen lassen, so wird es unschwer sein, bald klarer auf den Grund der Girardihetze zu sehen. Es werden sich Mittel und Wege finden lassen, den Künstler, den die »Concordia« als ihren Bänkelsänger in Permanenz erklären wollte und den sie jetzt ungnädig nur in das Gebiet höherer Volksthümlichkeit aufsteigen sieht, vor Verbitterung zu bewahren ....

Von den Darstellern des »Schlafwagencontrolor« ist außer Girardi nur das Fräulein Annie Kalmar zu erwähnen. Sie, die Herrlichste von Allen, wird von Publicum und Kritik immerzu noch als die »Solodame« *pur sang*, als Ausstattungsgegenstand des Theaters behandelt. Vermuthlich auch von der Direction, die nur allzu selten der feinen und graciösen Art der Dame größeren Spielraum gewährt. Ihre Schönheit steht ihr hinderlich im Wege. Wenn sie, wie in »Biberbelz«, »Les Amants«, »Unser Käthchen« und jetzt wieder in der Bisson'schen Novität eine wirkliche und ungemein natürliche Humorbegabung erweist, so scheinen dies die Leute, geblendet von ihrem Anblick, gar nicht zu merken. Die Direction sollte das Publicum endlich der schon pensionsfähigen Anmuth der Frau Odilon entwöhnen und einen Theil ihrer Agenden dem Fräulein Kalmar übertragen.

* * *

Der Bauernfeld-Preis ist zur Vertheilung gelangt und hat, als zwei Dichter schon versehen waren, auch noch eine »Aufmunterungsprämie« für Herrn Leo Hirschfeld erübrigt. Wie die Preisrichter ein Verhältnis zwischen den Manen Bauernfelds und dem Verfasser einer kümmerlichen, nach drei Aufführungen vom Repertoire eines Vorstadttheaters abgesetzten Kaffeehausstudie herzustellen gedachten, wurde uns nicht verrathen. Schwerlich dürfte für sie die Erwägung maßgebend gewesen sein, dass Herr Hirschfeld auch einmal ein Feuilleton über Bauernfelds »Resi« geschrieben hat. Die Verleihung eines mit einem Dichternamen verknüpften Stipendiums bedeutet — jenseits der Wohlthat einer bloßen materiellen Unterstützung — die vor Missbrauch nicht peinlich genug zu schützende Gelegenheit, dem Auslande eine jährliche Musterkarte der heimischen Literatur zu bieten. Hirschfelds »Lumpen« haben, wenn sie auch nicht in allen Scenen das schroffe Urtheil der Tageskritik verdienten, doch in keinem Worte jene Ursprünglichkeit verrathen, die heute einzig noch einer Aufmunterung wert wäre. Wie arm wir geworden sind im Zwange der literarischen Coterien, zeigt sich erst, wenn wir unsere Dichter zu krönen beginnen. Als Repräsentant der neuösterreichischen Dra-

matik hat Herr Hirschfeld einen Aufmunterungspreis erhalten; vielleicht könnte man jetzt, um endlich doch etwas zur Förderung der heimischen Cultur zu thun, wenigstens für seinen Bruder Victor Léon eine Entmuthigungsprämie aussetzen.

* * *

Ein eigenartiges Buch schickt mir der Berliner Verleger S. Fischer ins Haus. 509 Seiten stark, betitelt »Wiener Theater« und verfasst von Hermann Bahr. Gewidmet ist es »Unserem Meister Ludwig Speidel«, dem der Autor, wie er in seinem nicht mehr unbekannten Deutsch versichert, es zu verdanken hat, wenn er »nach und nach das Theater, was denn sein Wesen ist, erkannt habe«. Originell ist jedenfalls der Versuch zu nennen, für den Tag geschriebene Theaternotizen über längst verschollene Stücke und in allen Provinzen verstreute Schauspieler noch einmal aneinander zu reihen und einem deutschen Lesepublicum vorzusetzen. Ich blättere den Band durch und mein Blick verweilt auf Seite 495, woselbst als Schluss eines Aufsatzes wortwörtlich und in großem Druck zu lesen ist: »Mit Tact hilft Frl. Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich steht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weisen Ironie Frl. Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen schließen sich Frl. Sobjeska, Frl. Giesrau, Frl. Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an.« Eine hübsche Auslese von Statistennamen, denen hiemit die Ehre widerfährt, in einem Buche verewigt oder — wie Herr Bahr sagen würde — »ins Ewige gerückt« zu werden. Nicht jeder Reporter ist so gewissenhaft. Wie aber nichts auf der Welt vollständig ist, so sind eben auch hier manche Künstler übersehen. Herr Broda vom Volkstheater z. B. klagt über Zurücksetzung und will sich wegen eines Denkmals an Brandes wenden . . . . Nun darf man aber nicht etwa glauben, dass Herr Bahr sich in dieser Artikelsammlung, mit deren Herausgabe er es den großen Essaisten gleichthun will, auf die Aufzählung des Raimundtheaterpersonalstandes vom Jahre 1896 beschränkt. Seine Vorliebe für Eigennamen greift natürlich auch wieder auf das Gebiet der großen Kunst über, und mit demselben Überschwang, mit dem er dem Frl. Krauß eine weise Ironie nachrühmt und die Chordame Fenzella ins Ewige rückt, sehen wir ihn die Vertreter der Classik und die großen Künstler der Renaissance feiern. Dass auch alle großen und kleinen Modernen citiert werden und dass dann am Schlusse ein Namensregister die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses einnimmt, versteht sich bei einem Buche Bahrs von selbst. Dort finden sich denn in guter Zusammenstellung: Aeschylos und Frau Anatour, Balzac und Balajthy, Beethoven und Beer-Hofmann, Flaubert und Frl. Fenzella, Goethe und Godai, Gregorovius und Greißnegger, Lionardo da Vinci und Liebhardt, Plato und Pollini, Petrarca und Plappart, Rabelais und Russeck, Sokrates und Frl. Sobjeska, Stendhal und Straßmeyer, Themistokles und Tewele . . . . Vielleicht bald mehr über das eigenartige Buch und seinen Verfasser.

* * *

Ich habe neulich erwähnt, dass die »N. Fr. Presse« den mercantilen Bedürfnissen dreier ihrer Redacteure die Theaterrubrik einige Monate hindurch zur Verfügung gestellt hat. In der mehr allgemein gehaltenen Schilderung des Treibens in dieser vom Redactionsstuhl zum Parketsitz verseuchten Welt konnte ich mich begreiflicherweise auf Detaillierung und Nennung einzelner Namen nicht einlassen. Mit Rücksicht auf zahlreiche Anfragen trage ich nun nach, dass die drei Redacteure die Herren Wittmann, Herzl und Heuberger sind und dass es sich damals darum gehandelt hat, mit allen Kräften die im Carltheater, Volkstheater und Theater an der Wien abgelagerten Stücke dieser Herren durch die Saison zu peitschen. Eine Zeit lang bekam man im Kunsttheil des Blattes überhaupt nichts anderes zu lesen als die Bulletins vom Zustand der doch lebensunfähigen und kläglich verendenden Komödien. Die »N. Fr. Presse« wollte natürlich beruhigend wirken und that überhaupt, was missverstandene und missbrauchte Collegialität in solchen Fällen zu thun pflegt. Aber sie hatte sich zu viel zugemuthet, und schließlich konnte sie das alles nicht mehr allein aufarbeiten. Da griff sie denn zu einem verzweifelten Mittel. Herr Herzl hatte bereits über Herrn Wittmann geschrieben und Herr Wittmann über Herzl. Jetzt gestattete sie Herrn Herzl noch, über sich selbst zu schreiben, und so erschien eines Sonntags eine Abhandlung, betitelt »Unser Käthchen«, unterzeichnet Th. H. und in Form eines Schreibens, das der Autor an Herrn Hermann Bahr gerichtet hatte. Herr Herzl verletzte somit sein eigenes Briefgeheimnis, und die »N. Fr. Presse« erlaubte es, dass er das — ihr — Publicum, welches ihn ausgezischt hat, »unmanierlich« nannte. Herr Herzl berief sich auf eine Recension, die Herr Bahr über »Unser Käthchen« geschrieben, und die »N. Fr. Presse« setzte stillschweigend von ihren Lesern voraus, dass sie zugleich Leser der »Zeit« und aller Unbeträchtlichkeiten des Herrn Bahr seien. Und Herzl, der ruhig behaupten durfte, dass über seinem durchgefallenen Stücke »ein philosophischer Gedanke schwebe« und dass das Publicum, ihn zu erfassen, noch nicht reif sei, unternahm es schließlich, seinem Werke eine Zukunft zu prognosticieren. Er versprach nach hundertzeiliger Selbstkritik, das Urtheil der »Nachwelt« zu überlassen, wahrscheinlich in der Erwartung, sie werde so feig sein wie der größte Theil der Mitwelt und »es sich mit der N. Fr. Presse nicht verderben wollen«; aber er vergaß, dass für seine Stücke, wenn sie am Montag zum erstenmale gegeben werden, die Nachwelt in der Regel schon am Mittwoch zu beginnen pflegt. Anheimelnd in der sonst so auffallenden und allgemein peinlich empfundenen Selbstkritik hat damals nur die eine Wendung berührt, mit der Herzl die Ansichten Bahrs über die Haltung des Publicums bekräftigte: »Lieber Herr Bahr, Sie haben ja so Recht . . .«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»Ein Unabhängiger« (oder *»Unabhängige«?*): Ihre Befürchtung, ohne Antwort bleiben zu müssen, war ungerechtfertigt. Ebenso wie Ihre Vorwürfe. Es hat sich doch um eine rein administrative Angelegenheit des Verlegers der »Demolierten Literatur« gehandelt. Citiert war kein einziges der Wiener Blätter, vielmehr waren alle nur, die sich — ich kann ja doch nichts dafür — ehedem lobend geäußert, der Reihe nach aufgezählt. Das ist übrigens gar kein schlechter Einfall, die Leute, die jetzt solidarisch mich todtschweigen müssen, in meinem Blatte über mich sprechen zu lassen. Da Sie es aber tadeln und Ihr hübsches Briefpapier mit der Symbolik des rufenden Hagen und den Tacten aus der »Götterdämmerung« mir beweist, dass Sie an mir nicht verzweifeln, so bat ich den Verleger der »Demolierten Literatur«, von der Aufzählung der Pressstimmen in seiner Annonce abzusehen. Den freigewordenen Raum füllt diese Antwort aus.

Herrn R. T. Ich kann doch nicht heute einen Aufruf »an die Richter Frankreichs«, mit der Bitte um Zolas Freispruch, veröffentlichen. Oder glauben Sie ernstlich, die Leser der »Fackel« würden die Verspätung mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Sache »von den anderen Blättern abgelehnt« wurde, gerne entschuldigen?

R. K. Sie wünschen, dass ich einen Essai über die Garderobemissstände auf der Galerie des Josefstädter Theaters abdrucke. Für die »beleidigenden Ausdrücke des vorörtlichen Galeriepublicums«, die Sie zu hören bekamen, ist schließlich die Direction, der Sie alles Mögliche aufs Kerbholz setzen mögen, nicht verantwortlich zu machen. Und wenn Sie beim Einlass zu den Stehplätzen im allgemeinen Gedränge einmal zurückgedrängt wurden, so gehören Sie doch deshalb noch nicht zu den »Unterdrückten«, denen die »Fackel« ihre Publicität zu leihen versprach. Wenn Sie »Discretion« verlangen, hätten Sie doch auch Retourporto beilegen sollen. Weil Sie dies unterlassen haben, nahm ich mir die Mühe, Ihr heiteres Anliegen an dieser Stelle zu erledigen.

Den zahlreichen Anonymen, liebenswürdigen und schmähenden, Dank für die Bemühung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.